

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 4 (1928-1929)
Heft: 12

Artikel: Je mehr Kinn desto mehr Mensch : phrenologisch-physiognomische Betrachtungen eines Pultchefs
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065089>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wir haben die vorliegenden Memoiren verschiedenen Bekannten vorgelegt :

« Ich habe in meinem Leben noch nie so gelacht », sagte der Grosskaufmann.
 « Ein absoluter Blödsinn », der Ingenieur. « Ebenso tiefsinnig wie wahr », der Arzt.
 Und ein Schriftsteller : « *Se non è vero è ben trovato.* » Was ist Ihre Meinung ?

Es ist mehr als zwei Jahre her, seit dieses Werk den Weg zum Drucker fand. « Seien Sie ausführlicher ! » schrieben mir die Verleger, und ein zweites Mal : « Verschweigen Sie nichts ! » So habe ich geschrieben und wieder geschrieben, bis — es hat mich selbst gefreut — ein stattliches Buch von 253 Seiten Maschinenschrift in meinen Händen lag.

« Sie haben jetzt Ihre Pflicht getan, das Kürzen soll unsere Sorge sein ! » sagte der Redaktor : « Sie werden von uns hören. »

Und was ich dann hörte, hier ist es. Blättern Sie nach, was aus dem umfangreichen Werke geworden ist : Ich klage nicht an, ich stelle nur fest.

« Sie wissen, was Sie interessiert », sagten die Redaktoren, als ich nach dem Warum des Streichens fragte, « aber wir wissen, was uns interessiert, und das ist in diesem Falle das Entscheidende. Sie sind der Schriftsteller und schreiben, wir sind die Redaktoren und streichen. Beide tun ihre Pflicht, und beide sind zufrieden. »

Nun, ich bin ein Mensch, der auch einen andern Standpunkt versteht. Nur das eine habe ich mir vorbehalten: Die Leser wissen zu lassen, dass das, was vor ihnen liegt, nur eine zerbrochene Säule des Denkmals ist, das ich mit der vollständigen Schrift meinem Leben setzte. Vieles ist weggefallen, das, wenigstens meiner Meinung nach, wichtig gewesen wäre, und etliches ist stehengeblieben, hinter welches der eine oder andere Leser ein Fragezeichen setzen muss, weil es ohne meine ausführlichen Begründungen dem Eingeweihten schal, dem phrenologischen Neuling gewagt erscheinen muss. Um mich kurz zu fassen: Für das Stehengebliebene trage ich die Verantwortung voll, für das Fehlende zeichnet die Redaktion.

Auszug aus dem Vorwort

Phrenologisch betrachtet, reift der Mensch in unserem Klima ohnehin später heran als in andern. Kluge Kinder sterben meistens früh, und gerade bedeutende Menschen wachsen erst um die 40 herum, oder noch später, zu dem heran, was sie nachher sind. So ist mein Schwiegervater zum Beispiel mit einem Sekundarlehrer, einem Pfarrer und einem Bundesrat in die Schule gegangen. Der Sekundarlehrer war damals noch der Ge-scheiteste von den dreien; aber auch dieser konnte meinem Schwiegervater nicht die Schuhriemen lösen, obschon er selbst, ausser im Chörgesang, bei weitem nicht der erste war. Da ich, selbst meine Frau



„Ich schreibe meinen Eindruck nur in meinen Notizblock, um ihn nachher zu kontrollieren . . .“

wird es gerne bestätigen, mit dreissig Jahren noch ein halbes Kind war, gehöre ich, wenn auch in keiner andern, so doch in dieser Beziehung zu den bedeutenden Menschen. Aber der hoffnungsvollsten Blüte fällt es schwer, zur vollen Frucht zu reifen, wenn die Natur es fügt, dass ein später Frühling mit einem allzuraschen Wintereinbruch zusammenfällt, wie es leider bei mir der Fall war.

Ich kann mein Leben kurz in drei Epochen einteilen :

1. Epoche : Das Kind.
2. Epoche : Der Mann.
3. Epoche : Der reife Mann.

Die erste Epoche geht bis zu meinem 32. Lebensjahr, die zweite bis zum 38., die dritte, ich bin heute 48, bis zur Gegenwart.

Erste Epoche: Das Kind

Der Phrenologe Gall soll sich noch deutlich erinnert haben, wie er einmal als zweijähriges Kind eine Tulpe gegessen hat. Er war also, wie man sieht, auch in dieser Beziehung ein hervorragender Mann. Bei mir wenigstens geht die Erinnerung noch lange nicht so weit zurück. Auf meiner ersten Jugend liegt ein Nebelmeer. Nur den Kopf meines Grossvaters ragt daraus gerade knapp hervor und etwa noch der Webstuhl in unserm ersten Heimet. Die Mutter natürlich, dann die Schule. Aber richtig aufgelebt bin ich erst, als ich nach dem Tode meiner Mutter in die Stadt in die kaufmännische Lehre durfte.

Es war im gleichen Geschäft, in dem ich heute noch bin. Ich musste auf jeden Brief den Nummernstempel aufdrücken und ihn dann in das Briefjournal ein-

schreiben. Im zweiten Jahre wurde mir eine Aushilfe gestellt. Sie kam direkt aus der Handelsschule und war ein Jahr älter als ich; aber getan hat sie, wie wenn sie drei Jahre jünger gewesen wäre. Von allem hat sie eigentlich nichts gewusst und immer fragen müssen. Trotzdem hatte ich das Gefühl : Sie ist gescheiter als du. Und schön ist sie gewesen, wie aus einem Bilderbuch !

Dabei hat sie sich nichts bieten lassen. Als ihr einmal zwei welsche Kollegen einen Zettel mit einem hässlichen Gedicht auf das Pult legten, nahm sie den Zettel, hielt ihn dem Chef unter die Nase und sagte, sie möchte in eine andere Abteilung, sie wolle mit diesen Herren nichts mehr zu tun haben. Dass sie gerade in eine andere Abteilung wollte, war nicht schön von ihr, denn schliesslich war auch ich dort und an dem Gedicht nur durch mein frühreifes Gelächter beteiligt.

Ich habe ihr etwa auch einen Zettel auf das Pult gelegt; aber das war dann doch etwas anderes, immer bis auf die Knochen dezent und in der Hauptsache geschäftlich. Nur die Ansprache war ein bisschen Flirt, zum Beispiel :

Schönes Fräulein Aeberli !

Sie werden im stillen bewundert. Haben Sie die A—K Briefe schon fertig ? Wenn ja, so schicke ich den Lehrbuben vorbei und verbleibe, immer an Sie denkend, mit heissen Grüssen Ihr. . . .

Der Lehrbube war ich. Auch Sie schickte mir Briefe. Die lauteten so :

Herr Walter !

Sie sind ja Kavalier ! Würden Sie mir einen grossen Gefallen erweisen ? Ich muss für Herrn R. im Archiv die Journal-

bögen vom Januar 1901 bis März 1902 holen. Dort oben ist es so staubig, und es pressiert.

Ewigen und heißen Dank Ihre . . .

So hat sie ungefähr geschrieben, und ich habe die Bögen geholt für sie.

Heute kann ich mir gar nicht mehr denken, dass ich einmal so ausgelassen war. Aber es ging auch rasch vorüber. Denn ich war ein ernster Jüngling und entschlossen, es im Leben weit zu bringen. So tat ich, als ich nicht mehr Lehrling sondern Angestellter war, mir einen Bureaukittel zu und kam jede Woche mit einem sauberen Kragen. Ich war der erste morgens und der letzte abends, und bevor ich das Bureau verliess, wusch ich mir die Hände. Ich habe keinen meiner Kollegen geduzt; wenn über die Geschäftsleitung gesprochen wurde schwieg ich, und ich runzelte die Stirne, wenn einer während der Geschäftszeit Kapriolen machte. Am Abend nahm ich Kurse, französisch und englisch. Ja sogar ins Theater bin ich gegangen, um meine allgemeine Bildung zu kompletieren. Aber alles hat nichts abgetragen. Keiner hat mich bemerkt, und die Kollegen, die im Geschäft blieben, sind mir über den Kopf weg, der eine zum Pultchef, der andere zum Souschef und einer sogar schon damals in einer andern Abteilung zum Chef befördert worden.

Heute weiss ich warum. Heute ist der Schleier für mich gelüftet, aber damals noch nicht. Alles verleidete mir. Ich mochte nicht mehr in die Abendkurse gehen und kam stundenlang ins Brüten. Nur einen Versuch habe ich noch gemacht, um meine Karriere zu forcieren. Das war damals, als unser Souschef

Moos in den Bergen verunglückt war. Da ging ich am andern Tag persönlich zum Personalchef und sagte ihm gerade heraus :

« Herr K., ich hoffe, Sie mit meinem Anliegen nicht indiskret zu berühren. Könnte ich nicht als Nachfolger des Herrn Moos qualifizieren? Ich versichere Sie, dass ich mich bemühen werde, das hohe Vertrauen, das Sie in mich setzen, zu rechtfertigen. »

Der Personalchef schaute mich ganz erschrocken an.

« Aber, Herr G., » sagte er und war ganz besorgt, « was fehlt Ihnen, ist Ihnen nicht ganz wohl ? »

Das hatte ich doch nicht erwartet und sagte nur kurz :

« Ach, ich habe die letzte Nacht nur etwas zu wenig geschlafen, aber sonst fehlt mir nichts. »

« Das sollten Sie nicht tun, sondern Ihre Kraft für das Geschäft konzentrieren. Gehen Sie jetzt wieder an Ihre Arbeit ! »

Als ich an mein Pult zurückkam, war mir, wie wenn hinter mir eine schwere eiserne Türe ins Schloss gefallen wäre. Was nun folgte, war Resignation. Ich ging an meine Arbeit und kam von meiner Arbeit wie im Traum. Freunde hatte ich unter meinen Kollegen keine, weil ich sie durch meinen geschäftlichen Eifer vor den Kopf gestossen hatte. Das Essen freute mich nicht mehr, und am Abend legte ich mich gleich ins Bett, Tag für Tag; nur am Mittwoch ging ich nach dem Nachtessen zu einer bekannten Familie, deren Mutter aus unserer Gemeinde stammt. Wenn der Vater zu Hause war, erzählte er mir das eine oder

andere, sonst die Mutter. Und die Tochter war immer dabei.

Als ich das erstemal in die Familie kam, war die Klara mit einem Studenten verlobt. Gesehen habe ich ihn nie. Darauf mit einem Kaufmann aus Singen. Aber auch diese Verlobung wurde aufgehoben. Denn der Student war ein Lumpenhund, wie mir der Vater einmal im Vertrauen sagte, und der Kaufmann aus Singen gar nicht aus Singen, sondern von Lindau und ein verheirateter Mann.

Aber ich ahnte nichts Schlimmes. Meine Frau glaubt es mir heute noch nicht, deshalb ist es mir lieb, dass ich es einmal schwarz auf weiss dokumentieren kann: Bei allem, was mir heilig ist, ich dachte an nichts Böses. Zugegeben, ich kam jeden Mittwoch, aber was beweist das? Ich hatte ja nie etwas anderes vor, und dann gewöhnt man sich an solche Dinge. Sonst wäre ich gewiss nicht gekommen. Denn der Vater war ein Quartettsänger, und ich hasse Sänger, vor allem Quartettsänger. Sie haben alle instinktiv ein unsympathisches Gesicht. Ich könnte jeden auf 100 Meter erkennen. Gott sei Dank sind sie heute im Aussterben begriffen!

Also, wie ich wieder einmal dort bin, ist der Vater im Quartett. Warum auch nicht? Die Mutter bei Verwandten. Das kam vor. Und die Klara flickt etwas, während ich die Zeitung lese, wie schon oft. So weit, so gut. Ein Abend wie 50 andere auch; aber auf einmal legt die Klara das Flickzeug zur Seite, nimmt mir die Zeitung weg, schaut mich tief an und sagt:

«Walter, Walter, Sie haben es hinter den Ohren!»

Ich bin natürlich verdutzt.

«Schwer hinter den Ohren!» sagt sie und lächelt verschmitzt.

Eine Höflichkeit ist der andern wert, denke ich und überlege mir, was ich Nettes sagen könnte. Aber schon hält sie mir die Hand vor den Mund.

«Kein Wort, Walter, das hat mir an Ihnen ja gerade gefallen, dass Sie so bescheiden sind und nie ein Wort darüber verloren haben, wie es um Sie steht!»

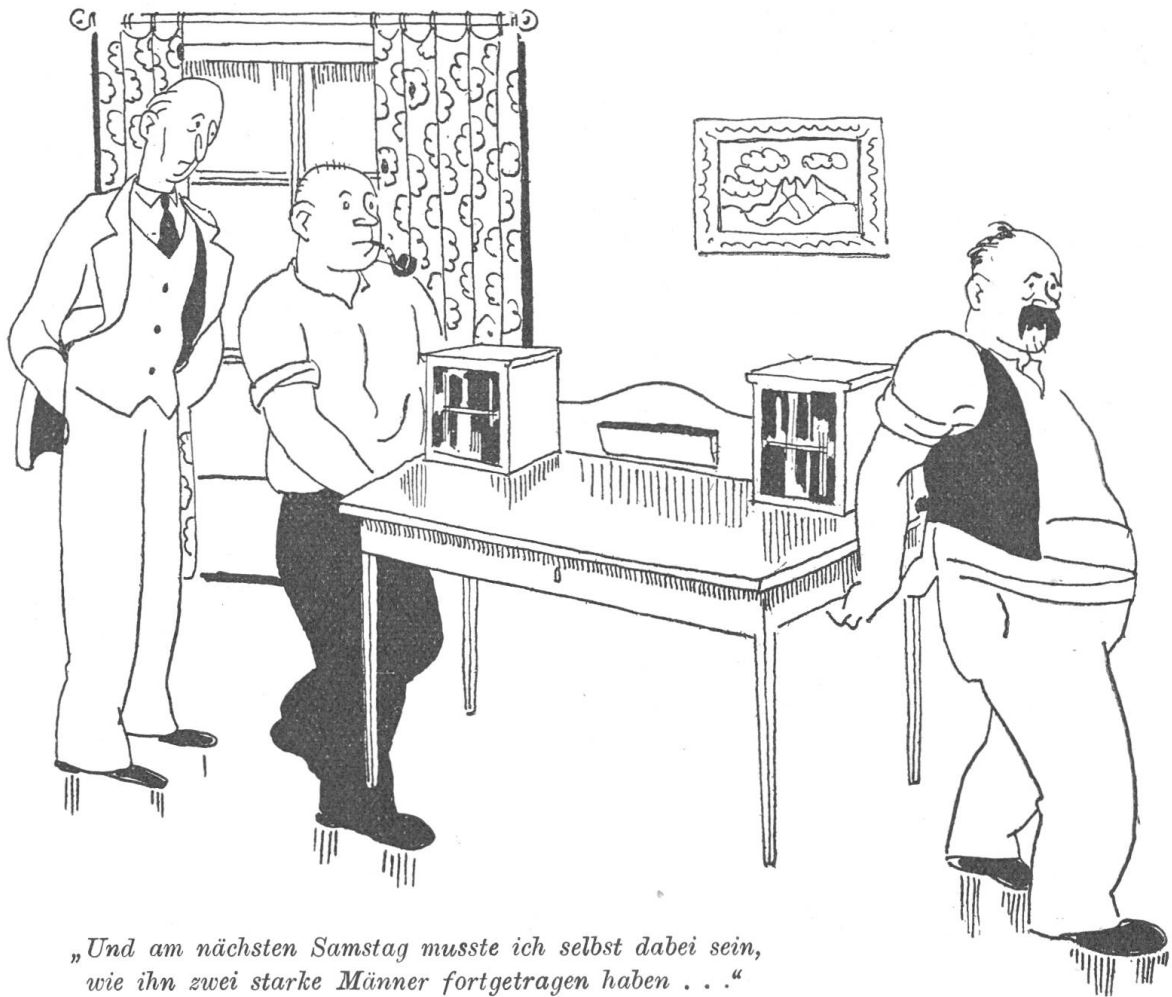
Ich war wie aus den Wolken gefallen, und sah mir zum erstenmal im Leben die Klara genauer an. Aber bevor ich das Wort ergreifen konnte, fuhr sie fort: «Sie brauchen eine Frau. Nein, schweigen Sie! Ich weiss schon, was Sie sagen wollen, Sie sind nicht studiert. Das ist wahr, aber Bildung allein macht nicht glücklich. Das habe ich mit meinem Studenten erfahren müssen. Geld haben Sie auch keins, stimmt. Aber dafür weiss man wenigstens, woher Sie sind, nicht wie beim Otto aus Singen.»

«Fräulein,» rief ich und hielt mir mit beiden Händen die Ohren zu, «Fräulein!»

Aber es war schon zu spät.

«Auch das ist in Ordnung», sagte sie, «der Vater wollte ja zuerst nichts von so einem Subalternen wissen, aber die Mutter hat dann ein gutes Wort für Sie eingelegt. «Stock oder nicht Stock», sagte sie, «ein Mensch ist der Walter schliesslich auch. Und aus einer Familie stammt er ebenfalls, wenn auch mit den Gerbers nie viel los war.» «So, Walter, was sagen Sie jetzt?»

Was wollte ich sagen! Ein Student war ich nicht, heimlich verheiratet war ich auch nicht, wenn ich wenigstens noch an einem unheilbaren Uebel gelit-



*„Und am nächsten Samstag musste ich selbst dabei sein,
wie ihn zwei starke Männer fortgetragen haben . . .“*

ten hätte! Aber so gab es kein Zurück. Und war mir nicht ohnehin alles eins? Obschon ich wusste, dass das Heiraten im Grunde genommen nur für Kraftnaturen ist. So schrieben wir am andern Mittwoch die Verlobungskarten. Ich war dagegen, meiner Firma eine Anzeige zu schicken.

«Das verstehst Du vielleicht nicht besser», sagte ich, «aber das gehört zum Charakter eines taktvollen Angestellten, dass er seine Firma nicht mit Privatangelegenheiten belästigt. Der beste Angestellte ist der, welcher privat gar nicht existiert.»

Meine Frau machte aber daraus einen Ehrenpunkt.

«Wo denkst Du hin, stell Dir doch einmal vor, einer von Deinen Prinzipalen sieht mich auf der Strasse mit Dir in einer indiskreten Haltung, Arm in Arm, oder später einmal sogar mit einem Kinderwagen am Quai! Was müssten diese Herren von mir denken! Nein, auf keinen Fall!»

So schickten wir halt eine Karte. Und am andern Abend werde ich richtig zum Personalchef bestellt; geschämt habe ich mich wie noch nie. Ich war auf das äusserste gefasst.

« Herr G., » sagte er zu mir, « wie ich aus Ihrer Vermählungskarte ersehen muss, gedenken Sie zu heiraten. Wie stellen Sie sich das vor? »

Wie konnte er wissen, dass ich mir sechs schlaflose Nächte diese Frage selbst gestellt hatte, ohne eine Antwort darauf zu finden? So schaute ich ihn nur dumpf an. Vielleicht weiss er noch einen Ausweg, schoss es mir durch den Kopf.

« Sie sind in Ihrem Bureau jetzt der längste Angestellte, aber das sehen Sie doch hoffentlich selber ein, dass ich Sie nicht zum Souschef machen kann. Dazu sind Sie einerseits zu wenig Praktiker, anderseits zu wenig Theoretiker. »

Was blieb mir übrig, als bejahend mit dem Kopf zu nicken?

« Etwas müssen wir mit Ihnen tun. Aber was? Das ist die grosse Frage! » sagte er und ging mit grossen Schritten im Zimmer auf und ab. « Wissen Sie was, wir machen Sie zu Ehren Ihrer langjährigen Tätigkeit in unserer Firma zum Pultchef. Das gibt Ihnen einen Rückhalt bei den jüngern Angestellten. »

Nun bin ich allerdings in unserer Abteilung der einzige Angestellte, der an seinem Pult allein arbeitet. So ist also auch niemand da, dem ich an meinem Pult die Arbeit verteilen kann und dafür verantwortlich bin, wozu doch eigentlich ein Pultchef da ist. So war ich eigentlich durch diese Beförderung nur zum Chef über mich selber geworden. Aber eine moralische Genugtuung gab es mir doch, und einen gewissen Einfluss auf die Lehrlinge dazu. Sonst hat das Heiraten an meinem Leben nicht viel geändert.

Die Jahre gingen dahin.

Zweite Epoche: Der Mann

Ein lediger Mann hat weniger das unwillkürliche Bedürfnis, am Abend auszugehen als ein verheirateter Mann; wenigstens bei mir war es so. Meine Frau ist anderer Ansicht.

« Ja, wenn ein Mann wie mein Vater etwa ausgeht, » sagte sie, « so ist es ganz etwas anderes! Erstens ist er älter als du, zweitens kann er singen, während du kein Quartett hast, mit dem du, wie er, seit 35 Jahren, Konzerte gibst, drittens ist er Prokurist. Und viertens hat er nicht wie du

nur einen Schreibtisch in die Ehe gebracht, sondern seiner Familie von Anfang an aus eigenen Mitteln ein gut bürgerliches Heim geboten; da kann man begreifen, dass er auch etwa seine eigene Erholung braucht. Aber ein blosser Pultchef ist ein Hochstapler, wenn er Familie hat, und ausser am Sonntag, und dann mit seiner Frau, ausgeht. »

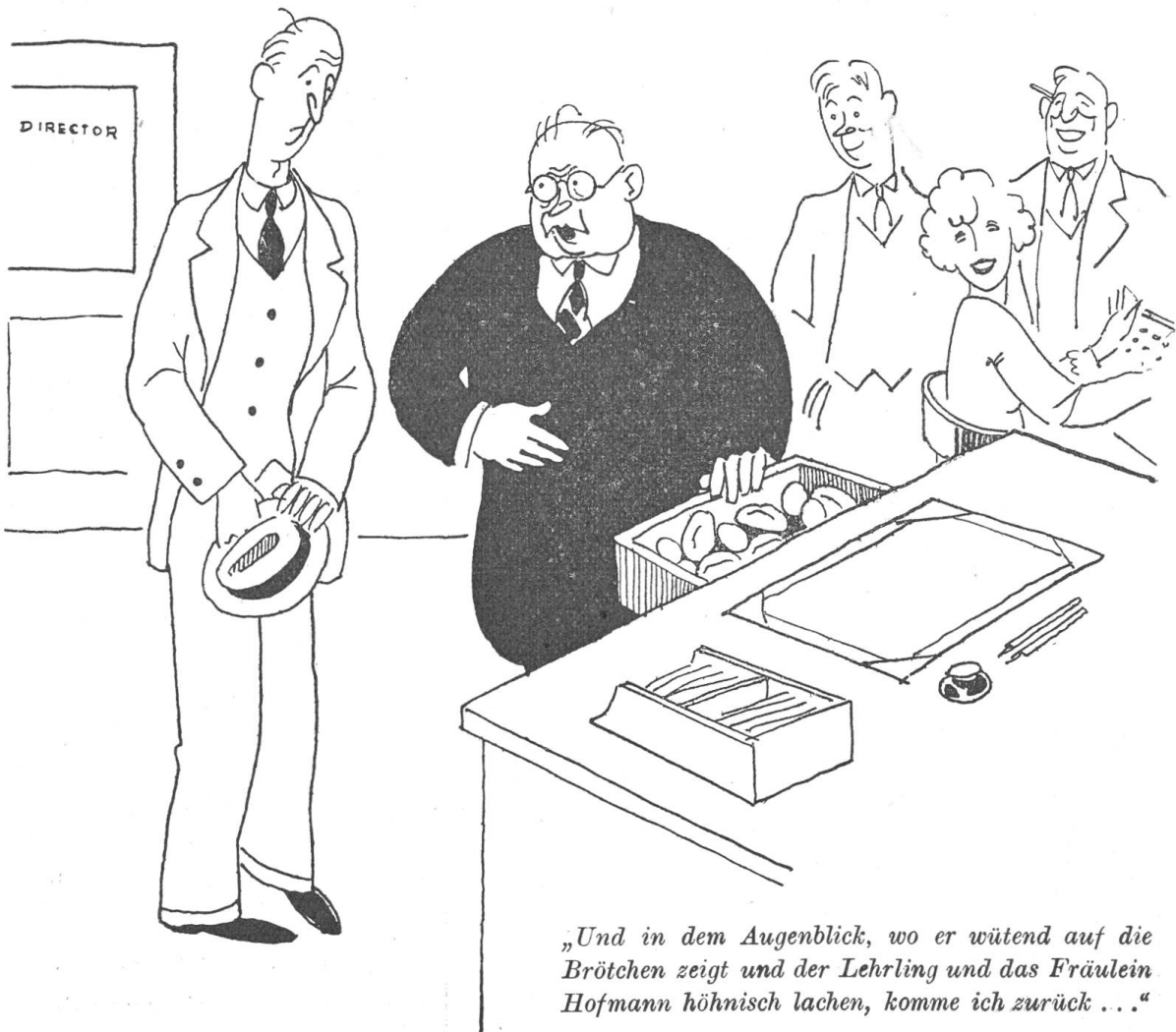
So bin ich die ersten paar Jahre nicht ein einziges Mal dazugekommen, an einem Abend etwa für mich allein Luft zu schöpfen. Im Sommer nahm mich meine Frau am Sonntag auf den See mit, weil sie der Student seinerzeit auch mitgenommen hat. Im Winter gingen wir ins Konzert ins Metropol, weil dort seinerzeit der Kaufmann aus Singen verkehrte. Die andern Abende konnte ich machen, was ich wollte, wenn ich nur zu Hause blieb. Und so ging ich halt nach dem Essen meistens gleich ins Bett. Das waren noch die schönsten Stunden. Meine Frau konnte das Frühinsbettgehen nicht vertragen, weil sie mich sonst am Morgen hörte, wenn ich das Häfeli für den Milchmann hinuntertrug. Da lag ich dann da und dachte entweder an meine Jugendstreich, wie ich dem Fräulein Aeberli Briefe schrieb, oder — das war das allerschönste — ich stellte mir vor, dass alles gar nicht wahr sei, dass ich plötzlich aufwachen würde wie aus einem schweren Traum, aber nicht als Pultchef, sondern als junger Angestellter, wie ich damals noch war, mit dem Himmel voll Geigen. Meistens war es dann so: Ich stellte mir vor, wie ich schon um $\frac{1}{4}$ vor 7 ins Bureau komme, den Rock wechsle und ganz allein im Bureau sitze, dann kommt auf einmal der Seniorchef, der alte Herr Wernle, der nur noch selten ins Geschäft ging und sagt zu mir: « Ja, wer sitzt denn schon da? Stellen Sie sich mir vor! » Ich sage ihm ganz beschämt: « Ach, mein Name ist nur Gerber! » « Seien Sie nur nicht so verdutzt, Herr Gerber, es fängt jeder schliesslich einmal klein an! Das gefällt mir, dass Sie schon so früh im Geschäft sind, kommt das immer vor? » Ich sage aus Bescheidenheit nichts. Er aber klopf mir auf die Schulter und lacht: « Ha, ha, sind Sie ein solcher Pappenheimer? Uebrigens waren Sie letzten Donnerstag nicht im Theater? Ihr Gesicht ist mir bekannt! » « Es war Traviata », sage ich kurz. « Von Verdi », sagte er, « stimmt. Man sieht es gerne, wenn ein junger Kaufmann auch die allgemeine Bildung pflegt. »

«Ich gehe im Abonnement», sage ich so nebenbei im bescheidenen Ton, und er darauf: «Ja, meine Tochter auch.» Da werde ich kühn und sage: «Das war doch unmöglich die rechtschaffene Tochter, die neben Ihnen in der Loge sass?» «Warum nicht?» meinte er vielsagend, «alles ist möglich. Wir alle haben einmal anfangen müssen. Fahren Sie nur so fort, dann werden Sie von mir hören.»

Aber wenn ich dann wirklich erwachte, dann war es Morgen. Ich war immer noch Pultchef und hatte höchste Zeit, das Häfeli hinunterzutragen, damit der Milchmann nicht läutete, wenn es noch nicht drunten war, und meine Frau damit weckte.

So wäre es sicher, wenn ich nicht vorher gestorben wäre, noch lange fortgegangen. Aber da trat die grosse Wendung in meinem Leben ein. Meine Frau hatte nämlich

noch einen Vetter, der in der Jugend Theologie studiert hat, aber dann vor dem letzten Examen aus Gewissensnöten in die städtische Verwaltung ging. Er war hie und da bei meinen Schwiegereltern auch auf Besuch. Aber als diese ihre Italienreise machten, kam er statt dessen einmal zu uns. Und seither fast jede Woche, weil mein Schwiegervater, wie die meisten Quartett-sänger, auf die Bureaukratie schlecht zu sprechen war, und ihm das immer im Gespräch fein zu verstehen gab. Zuerst war er nur zum Essen da. Aber nachher hat er dann angefangen, mich am Abend hie und da abzuholen. Meine Frau konnte es ihm nicht gut abschlagen, weil er doch ihr Vetter war. Als alter Theologe war ihm keines der geistigen Gebiete fremd. Graphologie, Astronomie, Chiromantie. Ueber alles klärte er mich auf. Aber seine Lieblingswissenschaft war doch die Phrenologie. Einmal an einem Abend hat er dann auch mich



„Und in dem Augenblick, wo er wütend auf die Brötchen zeigt und der Lehrling und das Fräulein Hofmann höhnisch lachen, komme ich zurück ...“

in einen phrenologischen Vortrag mitgenommen, und da sind mir endlich die Schleier vor den Augen, wie die Schuppen von den Haaren gefallen.

Beim Saalaustritt verkaufte der Vortragende eigenhändig ein Buch über die phrenologischen Grundzüge für Interessenten zum Selbstkostenpreis. Der Theologe wollte mich von der Anschaffung abhalten: «Ich besitze es selber schon, du kannst es von mir leihen.» Aber für mich gab es kein Warten mehr. Sobald ich zu Hause war, zog ich den Rock aus und trat vor den Spiegel. Ich stand meinem Schicksal von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Warum war meine Karriere beim Pultchef stehen geblieben, während diejenige meiner Kollegen vom Pultchef zum Souschef, vom Souschef zum Chef, vom Chef zum Prokuristen und vom Prokuristen zum selbständigen Geschäftsherrn eilte? Für mich war das Rätsel gelöst. Konnte ich es nicht mit meinen eigenen Händen greifen, das fehlende energisch vorstehende Kinn, das die zum Erfolg bestimmten Menschen unaufhaltsam von Erfolg zu Erfolg treibt. Wohl war die lange Nase bei mir da, die himmelstürmende Phantasie, ja sogar die leichte Krümmung, welche den Adlerschwung der Seele verrät, aber — auf Sand gebaut, denn es fehlte mir, wie ich mit dem ersten prüfenden Griff spürte, der breite, kräftige Ansatz, der bei jeder Nase über das Alles oder Nichts entscheidet.

Zum Manne gereift, legte ich mich erst beim dämmernden Morgengrauen zur Ruhe nieder.

Scheinbar blieb zunächst alles beim alten. Ich ging ins Geschäft wie früher. Ich sass an meinem Pult wie früher. Und doch war alles verändert. Früher wusste ich nur, was ist, jetzt wusste ich, warum es so sein musste. Früher suchte ich die Schuld bei mir oder meinen Vorgesetzten. Jetzt wusste ich, dass alles Schicksal ist. So wurde meine Einstellung zu den Menschen einerseits gütiger; denn was konnten sie schon dafür, dass sie das Schicksal so geformt hatte, wie sie waren? Andererseits aber auch energischer, denn es war mir klar, dass meinen Wünschen, genau wie den ihren, nicht nur eine Laune, sondern die Stimme der Natur zugrunde lag.

Unter diesen Umständen musste auch mein Eheleben früher oder später in ein anderes Fahrwasser treten. Ich muss weit ausholen. Wie ich schon früher ausgeführt habe, war ich anlässlich meiner Heirat nicht

in der Lage gewesen, viel für die Ausstattung meines Heimes beizutragen. Einerseits kam die Heirat zu überraschend, um jahrelang umfassende Vorbereitungen treffen zu können, andererseits, weil meine Ersparnisse ausser dem Schirmgestell, das mir die Angestellten meiner Firma zur Hochzeit schenkten, nur zur Anschaffung eines Schreibtisches reichten, mit dem ich meine Braut erfreute. Erfreute, so wie ich es damals noch nicht besser verstand. Es liegt nicht in meiner Natur, dem weiblichen Geschlecht zunahezutreten, dazu ist meine untere Lippe zu wenig schwulstig, auch die brutale, affenähnliche Behaarung der Nasenhöhlen fehlt. Aber auch geistig nicht, deshalb werden es die Leserinnen dieses Buches richtig verstehen, wenn ich der Meinung Ausdruck verleihe, dass wenigstens eine gewisse Anzahl ihres Geschlechts für die mehr ideellen Bedürfnisse des Daseins schwächer ausgebildete Organe aufweist. Deshalb war denn auch dieser Schreibtisch meiner Frau von Anfang an ein Dorn im Auge.

«Erstens schreibst du ja gar nie,» sagte sie, «zweitens gehört ein Schreibtisch in ein Herrenzimmer; aber wo haben wir eines?, und drittens macht mich dieser Schreibtisch nervös.»

Sie wollte ihn deshalb schon immer verkaufen. Aber in dieser Beziehung war ich die längste Zeit stark geblieben.

«So lange ich lebe, kommt mir dieses Stück nicht aus dem Haus. Ich habe es dir aus meinen eigenen Ersparnissen zur Hochzeit geschenkt. Wenn er geht, gehe auch ich, jetzt kannst du wählen!»

Da musste es mir aber einmal am Letzten passieren, dass ich das Couvert mit meinem Gehalt auf dem Wege nach Hause verloren habe.

«Das ist unmöglich,» sagte meine Frau, «erinnere dich, wo du es zuerst hingetan hast!»

«In diese Tasche,» sagte ich.

«Und warum hast du es dann wieder herausgenommen?» fragte sie.

«Ich habe es nicht mehr herausgenommen,» sagte ich.

«Dann muss das Couvert auch noch drin sein,» sagte sie, «es konnte doch nicht herausfliegen!»

Das musste ich zugeben, einerseits, aber andererseits war es einfach nicht mehr drin.

Es war fort, verschwunden. Um nun meinen guten Willen zu zeigen, erklärte ich mich bereit, den Schreibtisch zu verkaufen. Und am nächsten Samstag musste ich selbst dabei sein, wie ihn zwei starke Männer fortgetragen haben. Diesen Anblick konnte ich meiner Frau nie ganz vergessen. Es war ein Keil in die Eintracht unserer Ehe, die Höhle, die mir den innern Frieden untergrub. Nicht die einzige! Wir Angestellten haben nämlich das Recht, um 10 Uhr während der Arbeit ein kleines Znüni zu nehmen. Die meisten nehmen nun seit Jahren ein Mettwurstbrötchen mit. In meinen ledigen Jahren machte ich es mir selber, seit ich verheiratet war, meine Frau. Als aber meine Frau einmal zu ihren Verwandten aufs Land in die Ferien ging, kommt sie mit einer Eierkiste zurück, und jede Woche kam nun diese Eierkiste mit 25 Eiern. Das hatte sie so abgemacht aus Gefälligkeit. Weil aber meine Frau die Eier nicht leiden kann, sagte sie:

«Das ist ein guter Gedanke! Ich gebe dir von jetzt ab Eierbrötchen ins Geschäft.»
«Eier und Brot, macht die Wangen rot», sagte sie.

«Aber du weisst doch, dass ich auch keine Eier essen kann!» wehrte ich mich.

«Das sind Dummheiten, Männer haben Eier gern, denn sie geben Kraft. Versuch es nur!»

So musste ich also jeden Tag zwei Eierbrötchen mit ins Geschäft nehmen. Aber weil ich sie nicht essen konnte, legte ich die Brötchen immer in die unterste Lade meines Pultes, bis sie ganz voll war. Dann machte ich ein Paket und warf es am Abend heimlich beim Platzspitz in die Limmat.

Nun musste ich aber einmal an einem Vormittag zum Zahnarzt, und während ich unvermutet dort sitze, will es der Zufall, dass mein Chef eine unerledigte Korrespondenz braucht. Er schickt den Lehrling, um sie auf meinem Pult zu suchen. Sie liegt in dem Kästchen «Unerledigtes». Wozu wäre es denn sonst da? Aber wie die Lehrlinge einmal sind, er findet sie nicht. Der Chef wird ungeduldig und geht den Brief selbst auf meinem Pult suchen. Im Eifer findet auch er ihn nicht und reisst in der Wut alle Schubladen meines Pultes auf. Den Brief findet er nicht, aber die Brötchen. Und gerade in dem Augenblick, wo er wütend auf die Brötchen zeigt und der Lehrling und das Fräulein Hofmann höhnisch lachen, komme ich zurück. Da war es um

mich geschehen. Ich hatte genug und übergenug. Ich packte die Brötchen zusammen und ging nach Hause, weil es gerade 12 Uhr war. Dort legte ich die Brötchen, 52 Brötchen, eines neben das andere auf den Tisch. Hinter den Tisch stand ich, und wartete, zum äussersten entschlossen, auf meine Frau. Sie kommt mit dem Tisch-tuch herein. Ganz versteinert sieht sie auf die Brötchen. Ich schaue sie kalt an und sage kein Wort, nur: «Und?» Dann, als sie immer noch nichts sagt, nochmals: «Und?» Nun ist es merkwürdig, wie bei instinktiven Lebenslagen die Frauen immer anders handeln, als man denkt. Meine Frau machte keine einzige Bemerkung. Nicht soviel wie Muh. Aber seit diesem Tage bekomme ich zum Znüni meine Mettwurstbrötchen wie alle andern auch. Und mein Eheleben ist auf einen andern Ton gestimmt. Auf den See gehe ich im Sommer nur, wenn ich will, im Winter zum Trotz nicht ins Metropol, sondern ins Astoria. Und wenn ich einmal in der Woche abends ausgehen will, so gehe ich, ob mit, ob ohne Theologe.

Dritte Epoche: Der reife Mann

Ich kenne heute die meisten bedeutenden Männer persönlich, vom alten Professor Heim über den Stadtrat Häberlin bis zum kommunistischen Dr. Bruppacher. Natürlich wissen sie es selber nicht, aber gerade das hat seinen Reiz, zu denken: Ich kenne dich, ha, ha, und er hat keine Ahnung!

Meine Frau ist sich noch von zu Hause her ans Z'vieri gewöhnt. Einerseits reut es sie, aber andererseits hängt man an seinen lieben Gewohnheiten, wie sie sagt. So essen wir eben erst um halb acht Uhr zu Nacht, weil sie sonst einfach noch nicht mit dem richtigen Appetit zugreifen kann. Mir fällt's bequem, so kann ich doch jeden Abend nach dem Bureau nach meiner Lust spazieren gehn. Ein Durchschnittsmensch nähme nun immer den gleichen Weg. Zum Beispiel möchte ich nur an unsere Näherin erinnern, die jetzt schon 20 Jahre lang vom Milchbuck zum Friedhof Nordheim spaziert, hin und zurück. Sie findet nichts dabei. Ich aber brauche Abwechslung, und wenn es nur darum wäre, um meinen Horizont zu

erweitern. So gehe ich am Montag meistens ins Industriequartier, am Dienstag an den Quai, am Mittwoch gegen den Zürichberg. Jeden Tag an einen andern Ort. Man trifft die verschiedensten Charaktere an und immer wieder neue. Aber wenn mir dann einer besonders auffällt, so kann ich Gift darauf wetten, dass etwas mit ihm los ist. Dann frage ich meistens noch nachher den Theologen, wer der und der ist.

«Wo hast du ihn gesehen?» fragt er dann, und «wie sieht er aus?»

So und so, sage ich.

«Ach, der mit den Hunden!» ruft er dann zum Beispiel aus, «das ist der Professor Heim».

Oder: «Ach, der mit dem Kopf, das hast du gut herausgebracht, das ist doch der Stadtrat Häberlin!»

Er kennt nämlich die meisten grossen Köpfe, sei es aus der Verwaltung oder auch noch von früher.

Ich treibe gegenwärtig die phrenologischen Studien fast nur noch für mich, als Privatgelehrter sozusagen. In der ersten Zeit war das nicht so. Wo ein phrenologischer Vortrag war, war auch ich. Die ersten Plätze haben mich nicht gereut, um die Demonstrationsköpfe aus eigener Anschauung zu betasten. Es hat auch wirklich seinen Reiz, wenn der Liebhaber zum erstenmal mit zagender Hand über den nackten Schädel fährt, die Grübchen erfühlt, die Hügel beachtet, und zu seinem freudigen Staunen erfährt, dass alle ihrem besondern Zwecke dienen. Nehmen wir doch nur zum Beispiel den bekannten Frauenmörder Lehmann, dessen Schädel nach seiner Hinrichtung in Gips gegossen wurde! Fährt es einem nicht völlig kalt über den Rücken, wenn man die entsprechenden Partien seines Schädels berührt? Ja, das waren köstliche Stunden. Die Vortragenden sind auch nach und nach auf mich aufmerksam geworden, und schliesslich hat mich einer mit einigen Vorergriffen zusammen in einen Privatseminarkurs zugelassen, den er gegen bescheidenes Entgelt in seinem Hotelzimmer selber leitete. Ich habe die Kosten nicht gescheut und habe mich den Studien dieser Herren mit Eifer angeschlossen. Ich bereue es nicht, obschon ich dort eine Entdeckung machte, die mir viel zu denken gab. Es hatte an diesem Kurs acht Teilnehmer. Wir sassen um den Tisch herum und besprachen an Hand eines Totenschädels ganz im Intimen die verschiedensten Probleme. Nun,

eines Abends, als wir wieder so dasitzen, bin ich etwas zerstreut und schaue mir ganz aus Versehen zunächst einmal die Herren am Tisch an. Was denkt man schon dabei, wenn man jemand anschaut? Nichts für gewöhnlich. Aber natürlich, der phrenologisch Aufgeklärte kann nicht umhin, sich beim Anblick von Köpfen und Gesichtern diese oder jene Gedanken zu machen. Bei mir war das denn auch das übliche. Nur war ich bis jetzt noch nicht darauf gekommen, die Phrenologen phrenologisch zu betrachten. Und da ist es, wo meine Enttäuschung hereinkam. Jedermann, sogar der Laie, weiss, dass fliehende Stirnen phrenologisch nicht die Note 1a verdienen, und dass das Schwundkinn selten bei Herrschernaturen zu finden ist. Man wird es deshalb begreifen, dass ich überrascht war, unter den acht Teilnehmern drei fliehende Stirnen und drei mehr oder weniger fehlende Schwundkinn festzustellen, ganz abgesehen davon, dass der Kursleiter auf der Stirne mit den Querfalten behaftet war, die bei mässiger Tiefe auf aufmerksames Nachdenken, bei Schwulstigkeit aber leider auf eine nahende Geisteskrankheit schliessen lassen.

Das sind nun Beobachtungen, über die sich mit den passiv daran Beteiligten schlecht diskutieren lässt. Ich behielt sie also für mich und liess sie nur mir persönlich durch den Kopf gehen. Ich kam auch ans Ziel. Was ist denn Verwunderliches dabei, sagte ich mir schliesslich, es ist ja allgemein bekannt, dass man sich am meisten mit dem beschäftigt, was man nicht hat, oder einem, soweit man es hat, gewisse Bedenken erweckt und Wünsche übrig lässt. Wer weiss, wenn zum Beispiel Lavater nicht diese seine Nase gehabt hätte, ob er darauf gekommen wäre, mit seinen «Physiognomischen Fragmenten» zum Begründer der Phrenologie zu werden? Die Frage stellen heisst, sie beantworten. War es bei mir nicht ähnlich? Man fühlt einen Mangel und sucht unbewusst eine Erklärung dafür. Stösst man dann zufällig auf diese, so ist man freudig überrascht und versucht sie darauf noch auf anderes anzuwenden, welches einem unklar geblieben ist. Das ist der Weg, wie eine Wissenschaft entsteht.

Es ist nur natürlich, dass ich meiner Firma grosse Vorteile bringen könnte, wenn sie mich bei Angestelltenfragen zu einer physiognomisch-phrenologischen Be-

gutachtung heranziehen würde. Aber, wer sich selbst in einer weniger exponierten Stellung befindet, wird mich verstehen: Man drängt sich einerseits nicht gern auf, weil man anderseits noch als vorlaut missverstanden werden könnte. Ein einziges Mal bin ich von meinem Vorsatz abgewichen. Das war damals, als unser Souschef austreten wollte, um sich im kleinen selbständig zu machen. Es munkelte sich schon lange im Geschäft herum. Ich hätte es auch hier nicht getan, aber er dauerte mich, weil er immer ein taktvoller Vorgesetzter war. Wie ich also einmal nach Büreausschluss die Treppe hinuntergehe, spüre ich, wie er hinter mir nachkommt. Ich gehe also noch etwas schneller, um ihm die Türe aufzuhalten. Er sagt taktvoll wie immer: «O, bitte», um den höflichen Schein zu wahren. «Nach Ihnen, nach Ihnen», sage ich, und wir treten zusammen auf die Strasse. Da fasste ich mir ein Herz:

«Würde es Sie belästigen, wenn ich Sie einige Schritte begleite?», frage ich.

«Aber im Gegenteil!» sagt er.

«Fassen Sie es mir nicht als Zudringlichkeit auf, ich befasse mich nämlich mit Phrenologie», fahre ich fort «und nun habe ich gehört, dass Sie daran denken, sich selbständig zu machen.»

»O, nur im kleinen«, sagt er.

«Trotzdem,» sage ich, «in physiognomisch-phrenologischer Hinsicht müsste ich Ihnen abraten.»

«Wieso denn?» fragt er, und ich spüre es an der dünnen Stimme, dass er es nicht gern hörte.

«Da sind einmal Ihre Ohren», sage ich, «und dann das fehlende Kinn, das eher nach hinten als nach vorn strebt. Um mit dem Letztern zu beginnen, müssen Sie wissen, dass schon Lavater, der Begründer dieser Wissenschaft, den folgeschweren Ausspruch prägte: „Je mehr Kinn, je mehr Mensch.“ Denken Sie an das wuchtige Kinn Napoleons, oder auch auf anderm Gebiet an dasjenige unseres, wie ich wohl behaupten darf, allgemein verehrten Seniorchefs. „Aber Friedrich der Grosse!“ werden Sie entgegenen. Gewiss, er hatte ein ungewöhnlich zurückliegendes Kinn; Sie weisen damit, ohne es zu wissen, auf ein schwerwiegendes Problem der Physiognomik hin. Jedoch bedenken Sie, ob eine ausdrucksvolle, kräftige Nase, guter Stirnbau, ein energischer fester Blick und Mundzug, ein

intelligentes grosses Auge, lebhaftes Mienspiel, nicht für einmal auch ein zurückliegendes Kinn ersetzen kann? Ja, wenn Ihre Ohren nicht wären! Aber die schlagen so, wie sie sind, Ihrer Eignung zur kaufmännischen Selbständigkeit den Boden aus. Abstehende Ohren finden wir bei unfeinen Naturen, plebejischen Individuen, schwerfälligen Vielessern. Ihre Ohren stehen überhaupt nicht ab. Jedoch sind sie klein, und kleine Ohren verleihen dem Gesicht etwas Kindliches, Unreifes und werden deshalb, phrenologisch gesprochen, immer ein Ausdruck des Unentwickelten sein.

Als einen gewissen Trost können Sie es noch betrachten, dass Ihre Ohren wenigstens klar ausgebildet sind und eckige Formen aufweisen. Das ist als ein Merkmal grösserer Sensibilität, nach einem französischen Anthropologen sogar als ein Zeichen vortrefflicher, feiner, schätzenswerter Charakterveranlagung, zu nehmen. Sie sind mit einem Wort ein Mensch wie Gold, jedoch kein Prinzipal.»

Als ich diese meine Rede beendet hatte, wollte ich ihm fest und treu in die Augen schauen, um ihn zu überzeugen, dass ich nur sein Bestes will. Aber fort war er, und wie ich mich umkehre, sehe ich ihn, etwa zehn Schritte hinter mir, mit einem unschönen Grinsen in einen Zigarrenladen schwenken.

Von diesem Tag an hat mich der Souschef nicht mehr leiden mögen. Auf den ersten März ist er dann ausgetreten und hat sich mit seiner Schwägerin zusammen an der Brandschenkestrasse etabliert. Aber nach $\frac{3}{4}$ Jahren war der Konkurs auch schon da. Und seither kennt er mich überhaupt nicht mehr. Das ist der Dank der Welt.

Wenn ein Lehrling oder ein junger Angestellter eingestellt wird, sehe ich es ihnen auf den ersten Blick an, ob sie es zu etwas bringen werden oder nicht. Ich hüte mich aber auch nur einen Ton von mir zu geben. Ich greife dem Schicksal nicht mehr in die Räder. Ich schreibe meinen Eindruck nur in meinen Notizblock, um ihn nachher zu kontrollieren. Das ist alles. Nach aussen hin. In der Stille aber habe ich meine Eindrücke zu einem «Phrenologischen Handbuch für selbständige Kaufleute» zusammengestellt, das alle wichtigen Hinweise betreffend Anstellungen enthält.

Gedankensplitter aus dem Werke:

Das phrenologische Handbuch für selbständige Kaufleute

Wissenschaftlich betrachtet, zerfällt der Mensch in Lang- und Kurzschädel, Dolychocephalen und Brachycephalen (Anmerkung für Nichtlateiner: Das Wort Cephalus stammt aus dem Griechischen und heisst auf deutsch „der Kopf“, woher auch das bekannte Wort Hydrocephalus, der Wasserkopf, stammt). Was zwischen die beiden Extreme fällt, wird durchwegs zur Klasse der Mittelköpfe gerechnet.

1. *Das Breitgesicht. Das Ernährungsleben steht im Vordergrund. Bei schwulstigen Unterlippen verbunden mit fallendem Kinn für Packer, Ausläufer usw. geeignet, jedoch letzteres nur, wenn mit keinem Inkasso verbunden. Bei kräftigem Kinn und guter Nasenwurzel ist Eignung zum Prinzipal vorhanden, da rücksichtslos und arbeitsam. Für untere Bureaustellen ungeeignet, da unbeugsam und nach höherem Gehalte drängend.*

* * *

2. *Das Langgesicht. Als Angestellte gefährlich, wenn oben breit und unten schmal, verfügen meistens nur über geistige Interessen.*

* * *

3. *Herren mit Ohren, deren Grösse Schrecken einflössen, sollten die Prinzipale als kleinere Angestellte nicht abtosseln. Wohl sind sie feige, aber auch treu. Wohl sind sie kraftlos, aber ergeben.*

* * *

4. *Nimm keinen Angestellten mit lockigem Haar! Sie sind in der Arbeit unpünkt-*

lich und wandelbar (Anmerkung für weibliche Leser: Auch in der Liebe!).

* * *

5. *Für untere Bureaustellen mit wenig wechselnder Arbeit wähle der Prinzipal Herren ohne besondere Merkmale. Die idealen untern Angestellten sind diejenigen, die der Prinzipal, wenn er sie auf der Strasse trifft, unter einander verwechselt, weil nichts an ihnen in die Augen sticht.*

* * *

6. *Schwammig gelbliche Haut mit matten Augen wurde früher für Posteninhaber ohne grosse geistige Anregung instinktiv gerne gesehen. Physiognomisch mit Recht. Die Betreffenden haben mit kleinen Magenleiden zu schaffen, was ihre durch das Geschäft nicht in Anspruch genommenen Kräfte in ungefährliche Bahnen lenkt und von dummen Gedanken abhält. Gilt heute nur noch für ältere Angestellte. Unter den Jungen ist die gestraffte braune Sporthaut an ihre Stelle getreten, welche dem gleichen Zweck dient.*

* * *

7. *Lange Nasen mit kräftigem Ansatz, wuchtig vorgebaute Stirnen mit senkrechtem Faltenwurf, kantig ausgeprägte Kinne, ob breit oder schmal, vor allem wenn stark beweglich, sollten nur Prinzipale grosser Geschäfte einstellen, welche bedeutende Posten zu vergeben haben. Für Inhaber kleiner Geschäfte sind es Kuckuckseier: er brütet sie für andere aus.*

* * *

8. *Die grössten Fehler unterlaufen bei der Anstellung weiblicher Angestellter. Gesucht sind vor allem jüngere Damen mit weichen Gesichtszügen, flaumigen Wangen*

und feuchtem Glanz in den Augen. Ein Faustschlag in die geschäftlichen Interessen! Weiche Gesichtszüge deuten auf träumerisches Innenleben auf Kosten der Konzentration bei der Arbeit. Flaumige Wangen verraten eine allzugute Verdauung, welche geschäftliche Rügen auf die leichte Achsel nimmt, während der feuchte Glanz in den Augen überhaupt die Abwesenheit der Betreffenden dokumentiert.

* * *

9. Für bessere Stellen kommen ernsthaft nur Damen in Betracht mit dem verzerren Zug. Er ist zwischen den aufstrebenden Nasenflügeln und den Mundwinkeln zu suchen. Je früher er sich zeigt, desto besser sind die Damen fürs Geschäft. Krähenfüsse um die Augen allein tun nicht den gleichen Dienst, sie verraten die Enttäuschung eines Gemüts, das den Ausgleich in der Arbeit noch nicht gefunden hat. Der verzernte Zug hingegen ist der Beweis, dass ein Fräulein die ersten Stürme des Lebens hinter sich hat und entschlossen ist, die spätern, im wesentlichen wenigstens, auf dem Felde der Arbeit auszukämpfen. Wohl haben diese Damen für das übrige Bureaupersonal ihre Launen. Aber was kümmert das den Prinzipal! Je ärger ihre Laune ist, um so wütender arbeiten sie.

* * *

Manchmal hätte ich nicht übel Lust, noch ein zweites Buch zu schreiben «Frauen, die man phrenologisch-physiognomisch heiraten soll und welche nicht». Aber einmal

liegt ein Buch mit einem ähnlichen Titel schon vor, und dann könnte man mir auch den Vorwurf machen, dass ich bei diesem Buche, was die Erfahrung betrifft, nicht so aus dem vollen schöpfe. Ich habe zwar die Damen, die mir, vor allem im Geschäft und in der Verwandtschaft meiner Frau, in den Weg gelaufen sind, immer fest unter die Lupe genommen, soweit das in solchen Fällen geht. Aber gewisse Kreise sind mir schliesslich doch verschlossen geblieben.

Und dann, wenn man seit 35 Jahren im gleichen Geschäft arbeitet, und davon 32 am gleichen Pult, so merkt man manchmal unwillkürlich, dass man älter geworden ist. Poetisch gesprochen: Die Schlange beisst sich in den eigenen Schwanz. In trockenen Worten: Die Ringe des Lebens schliessen sich; oder banal ausgedrückt: Die alten Sachen wiederholen sich. Man interessiert sich nicht mehr so. Man wird müde.

Ich möchte deshalb auch nicht mehr lange leben. Manchmal, wenn ich am Abend im Bette liege — meine Frau schläft immer vor mir ein — ziehe ich mir das Leintuch über den Kopf, nur die Nase lasse ich unbedeckt, damit ich frei atmen kann. Dann versenke ich mich: Zuerst denke ich meine Frau weg, dann meine Sorgen, dann das ganze Zimmer und schliesslich mich selbst. Dann schwebe ich in der Unendlichkeit, dann bin ich glücklich. Ob wohl der Tod nicht ähnlich ist?

Nein, ich möchte nicht mehr lange leben, so etwa zehn Jahre noch. Dann möchte ich die Grippe haben wie jeden Frühling. Und gerade, wenn ich wieder Rekonvaleszent bin, mich so wohl fühle und leicht, obwohl noch etwa schwach; wenn der Flieger am frühen Abend durch das offene Fenster hereinriecht, die klare Luft vom Spielplatz gegenüber die Kinderstimmen hereinträgt, bald laut, bald leise, wie aus einer andern Welt, und mir meine Frau eben einen Tee ans Bett bringt, weil sie doch noch um mich besorgt ist, wenn sie es auch nicht zeigt — dann möchte ich plötzlich tot sein.

F I N I S

E N D E

SCHLUSS